

Nie konnten in der Geschichte so viele Menschen so gut alt werden. In den letzten zwei Jahrhunderten haben wir in der Schweiz dreissig Jahre an Lebenserwartung gewonnen. Wenn die Europäer in den letzten hundert Jahren, so eine Pressemitteilung, um 11 Zentimeter gewachsen sind, ist das ein Grund zum Jubeln. Die numerische Verdoppelung der schweizerischen Bevölkerung in den letzten hundert Jahren ist Anlass zu Stolz. Wurde und wird irgendwo das Wachstum der Lebenserwartung gefeiert? Im Gegenteil. Es wird der zivilisatorische Notstand ausgerufen. In keinem Sorgenbarometer darf die Angst um die Bezahlbarkeit der Renten fehlen. Multimorbidität im Alter, Demenz und Alzheimer beherrschen die Schlagzeilen. Die materielle Vorsorge übertönt die Befassung mit der sinnhaften Dimension des Alterns, der immateriellen Vorsorge. Dabei ist diese ebenso wichtig. Wer um das Warum des Lebens weiss, erträgt fast jedes Wie, so der österreichische Psychoanalytiker Viktor R. Frankl.

Vorzüge

Die Langlebigkeitsgesellschaft, wie wir die Altersgesellschaft lieber nennen, verfügt über eine ganze Reihe von einleuchtenden Vorzügen. In der vormodernen Zeit und heute noch in weiten Teilen Afrikas, Asiens und Südamerikas erreichte und erreicht das Menschenleben ein Durchschnittsalter von vielleicht vierzig Jahren. Es wurde auf dem Höhepunkt der Schaffenskraft dahingerafft. Krieg, Pest und Cholera liessen das Leben zu einem Torso verkümmern. Die Menschen stiegen die Lebensleiter hinauf und fielen, wenn sie oben waren, herunter. Der jähe und unzeitige Tod war die traurige Normalität. Der Sinn des Alterns jenseits eines messbaren Nutzens lässt sich sehr wohl benennen. Das Leben wird heutzutage erstmals in der Geschichte ganz. Es enthält auch den Herbst des Lebens; Werden und Vergehen, Saat und Ernte. Schopenhauer hat sinngemäss geschrieben, dass die ersten vierzig Jahre des Lebens den Text liefern, die zweiten dreissig den Kommentar dazu. Erst in einer Langlebigkeitsgesellschaft wird eine Auseinandersetzung mit der Begrenzung und der Vergänglichkeit des eigenen Lebens möglich.

Ein grandioses Zeitfenster

Das Wachstum der Lebenserwartung öffnet ein in der bisherigen Geschichte unbekanntes Zeitfenster. Dieses Geschenk darf nicht unberührt und achtlos liegen gelassen werden. Denn es birgt weitere, eigentlich evidente Vorzüge. So konnten in der bisherigen Geschichte nie so viele Generationen so friedlich miteinander leben. Kürzlich ist der älteste Mann der Welt gestorben. Er wurde 123 Jahre alt. Er hatte eine Tochter und einen Sohn sowie sieben Enkel, fünfzehn Urenkel und fünf Ururenkel. Die in diesem Jahr geborenen Kinder in der Schweiz haben eine fünfzigprozentige Wahrscheinlichkeit, hundert Jahre alt zu werden. Sie werden in der Regel nicht nur ihre Grosseltern, sondern auch ihre Urgrosseltern und ihre Ururgrosseltern eventuell noch ihre Urururgrosseltern kennen können. Sie wachsen werden in einer vielstimmigen Erinnerungskultur auf. Auch in den Alterseinrichtungen leben heute häufig zwei Generationen. Die Folgen sind noch gar nicht absehbar. Es wird etwa, was die richtige Deutung geschichtlicher Ereignisse betrifft, nicht mehr ein richtig oder falsch, sondern eine polyphone Deutung geben.

Demografische Evolution

Dass eine Gesellschaft mit weniger Kindern aber mit hoher Lebenserwartung ein wünschenswerteres Stadium der demografischen Evolution darstellt als eine demografische „Steinzeit“ mit vielen Kindern und einer tiefen Lebenserwartung ist evident. Es ist mir unerfindlich, warum der Kindersegen aussereuropäischer Kulturen dem hohen Wert der Kinder hierzulande vorgezogen wird. Unsere Kinder sind im Prinzip Wunsch Kinder – eine grossartige Errungenschaft freiheitlicher offener Gesellschaften, in denen doch alles, von der Frisur bis zum Arbeitsplatz der Selbstverantwortung unterstellt werden will. Und: nicht nur der Ökonom weiss, dass, je seltener ein Gut ist, es desto wertvoller ist. Kinder bei uns sind alle „Royal Babys“. Mit Recht bekommen wir Geburtsanzeigen mit Fotos von kleinen Babys, die untertitelt sind, mit „Mir isch es so wohl“. Wird ein Kind hingegen in Somalia, in der Sahelzone, in Indien oder in Brasilien geboren, erwarten dieses eine grausame Wirklichkeit und häufig der Tod. Nicht wenige der überflüssigen Söhne suchen ihr Heil im Terrorismus, in der Kriminalität oder flüchten über die Meere.

Herausforderungen

Gewiss ist das Altern nicht gegen Zumutungen gefeit und der Herausforderungen sind mannigfache. Insbesondere die Alters- und Hinterbliebenenversicherung bzw. die Rentenversicherung bereitet Sorge und zwar in einer Masse, die die immaterielle Vorsorge, die Frage nach den Vorzügen und nach dem Sinn des Alterns in den Hintergrund geraten ist. Gerne geht dabei vergessen, dass es nicht die Jungen sind, welche die Alten im Umlageverfahren finanzieren, sondern die Erwerbstätigen und die Rentner über ihr Einkommens- und Vermögenssteuern auch die Kinder und die Jugend bzw. die Einrichtungen, die diese besuchen, finanzieren. Allein die sogenannte Familieninitiative, über die vor einem Jahr abgestimmt wurde, hätte Kosten von gegen zwei Milliarden verursacht. Hat jemand gerechnet, was die vielen Schüler und Studenten hierzulande kosten? Hat jemand einmal gerechnet, was die Rentner für einen Beitrag dazu leisten? Ueber Einkommens- und Vermögenssteuern, die sie doch weiterhin zahlen? Hat jemand gerechnet, wie viele Rentner eigentlich weiterhin AHV-Beiträge zahlen? Wenn die Zwangspensionierung endlich fällt, werden viele weiterarbeiten. Liesse sich der Arbeitskräftemangel, der in den nächsten Jahren verstärkt auftritt, nicht durch eine endogene Zuwanderung beheben? Innere statt äussere Zuwanderung müsste die Devise heissen. Auch bei den Lehrkräften und zwar nicht nur durch Aufstockung der vielen Teilzeitpensen sondern durch Weiterbeschäftigung jener Lehrkräfte die das wollen und können.

Und Zumutungen

Was die Zumutungen des Alters betrifft, ist an die irreversible und letztlich auch unverfügbare Beeinträchtigung der körperlichen und geistigen Möglichkeiten, insbesondere bei Hochaltrigkeit zu denken. Aber auch der Abstieg, das Vergehen und das Schwächerwerden haben ihren Sinn. Im Weit und Hochsprung kann man sich mit siebzig nicht mehr verbessern. Aber im Cellospielen - man denke an das Beispiel des Cellisten Pablo Casal - und überhaupt in der seelischen und geistigen Entwicklung. Wer alt ist lebt intensiver und empfindsamer. Auch der Tod erhält ein anderes Gesicht. Er wird freundlicher. Das Aufstehen fällt schwerer, das Sterben

leichter, hat der französische Philosoph Montaigne munter dazu beigesteuert. Daran ist viel Wahres. Schwer fällt es letztlich, den so ausgiebig diskutierten Alterskrankheiten wie Demenz und ihrer Unterform Alzheimer etwas Positives abzugewinnen. Gleichwohl, eine aufmerksame Betrachtung der entsprechenden Literatur zeigt, dass eine vorsichtige Neubewertung im Gang ist. Ihr Ursprung darf in den autobiografisch gefärbten literarischen Büchern vermutet werden können, die sich aus sehr persönlicher Sicht mit diesen Krankheiten befassen. In Arno Geigers „Der alte König in seinem Exil“ (2012), in David Sievekings „Vergiss mein nicht“ (2013) oder besonders anrührend in Jonathan Franzens „Das Gehirn meines Vaters“ (Reinbek 2002).

Sie sind eine Geschichte der liebevollen Annäherung an die offenbar nicht immer nur dämonischen Seiten dieser Krankheiten. Eben erreicht uns die Meldung, dass an der Universität Basel eine Pille zum Vergessen entwickelt wurde, die helfen soll, schlimme Erinnerungen aus dem Gedächtnis zu löschen. Hat eine Krankheit, die hilft, nicht nur eine leidvolle Vergangenheit, sondern auch eine angstmachende Zukunft zu vergessen einen Sinn? Ist das langsame Verdämmern im Kreise der Angehörigen, so unverschämt sich das anhört, allenfalls eine Schule der Hingabe und der Zärtlichkeit? Und ist es nicht paradox, dass in der modernen Gesellschaft zwar lange und immer länger gelebt werden, aber schnell gestorben werden will?

Der epochale Sinn der Langlebigkeit

Tief im Innern des Aufstiegs der Langlebigkeitsgesellschaft schlummert noch eine Frage, deren Beantwortung nur vermutend und tastend sein kann. Nämlich ob die Alterung der modernen Gesellschaft nicht einen epochalen, einen geschichtlichen Sinn haben könnte. Liegt dieser eventuell in der Beruhigung und Mässigung einer hyperaktiven und ihre eigenen Lebensgrundlagen verzehrenden Gesellschaft? Die glänzenden Erfolge der westlichen Zivilisation beruhen auf einer extremen, sich in der Jetztzeit fortsetzenden Anstrengung ihrer Akteure. Der Aufstieg der Moderne wurde erkaufte durch einen hohen Verschleiss an natürlichen und humanen Ressourcen. Steigende Geburtenzahlen und schnelles Wachstum der Bevölkerung machten diesen erst möglich. Die Grenzen dieses Programms eines immerwährend und immer schnelleren Wachstums sind seit Jahrzehnten Gegenstand sorgenvoller Erörterungen. Vom Club of Rome in den siebziger Jahren bis zu Stephen Emmots neuester Apokalypse „Zehn Milliarden“ (2013), die davon ausgeht, dass wir gegen Ende dieses Jahrhunderts mit möglicherweise zehn Milliarden Menschen zu einem beispiellosen und nicht mehr zu rettenden Notfall würden. Ist die Langlebigkeitsgesellschaft mit der weltweiten Zunahme von älteren und alten Menschen und einer weltweiten Abnahme der Bevölkerungszahlen unsere Rettung?

Utopia

Eine Karte der Welt, so der irische Schriftsteller Oscar Wilde, verdiente keinen Blick, wenn darauf nicht das Land Utopia eingezeichnet sei. Vielleicht ist die Annahme utopisch, dass mit dem Zuwachs an Alten, mit der Ausbreitung der Langlebigkeitsgesellschaft, sich eine beruhigende Wirkung in ihrem Innern mit Oasen der Ruhe, Räumen der Behutsamkeit und Langsamkeit, und Orten des Nachdenkens und der Erinnerung entfaltet. Aber angesichts der grassierenden

Müdigkeitserscheinungen und der auf Erschöpfung beruhenden neuronalen Krankheitsbilder in der modernen Gesellschaft; von Burnout bis zu ADHS und den endemisch zunehmenden Depressionen könnte der geschichtliche Sinn von Langlebigkeitsgesellschaften in der Abkehr von der Kraftmeierei und Beschleunigung liegen und eine latente Weltmässigung beinhalten. Weltmässigung, wer möchte das im Innersten seines unruhigen Herzens bestreiten, ist , auch was das Los unserer Nachkommen, unserer Kinder und Kindeskinde betrifft, ein Gebot der Stunde.

Wir leben in einem gigantischen Selbstversuch, denn früher oder später werden auch die Bevölkerungen anderer Kontinente auf den von Japan, Europa und den USA vorgegebenen Pfad einschwenken. Was sollten sie denn, angesichts ihres Elends, anderes wünschen als eine beruhigte Bevölkerungsstruktur! So sind wir Weltmarktführer einer Entwicklung, die früher oder später alle Kulturen und zum Glück durchlaufen werden. Die Welt schaut auf uns, wie wir in der Schweiz und in Europa mit dieser Entwicklung umgehen.

Anmerkung

Peter Gross: Wir werden älter. Vielen Dank. Aber wozu? Freiburg i. Br. (Herder) 2013, 4. Aufl.

Zum Autor

Peter Gross ist emeritierter Professor der Universität St. Gallen (HSG) und Verfasser erfolgreicher Bücher. Sein Buch „Wir werden älter. Vielen Dank. Aber wozu?“ ist in der vierten Auflage im Herder Verlag erschienen.